

Italo-Western mit Spaß



Melodische Wonnen in Barcelona und München, eine dröge musikalische Hostien-Verteilung in Berlin und russische Preziosen in Wien. Auch in diesem Monat ist Manuel Brug viel herumgekommen.

Wie schön! Wenn man das auch immer noch wieder finden kann – allem Gerede um Vokalkrisen und Untergang der Oper zum Trotz. Sänger, die einfach richtig sind in ihren Rollen, die auf dem Höhepunkt ihrer stimmlichen wie darstellerischen Fähigkeiten als einzigartige Individuen und deshalb eben Stars das Glück des Augenblicks auskosten, sich und ihr Publikum in vollkommener Komplizenschaft des Hörens und Genießens zusammenbringen. Umso kostbarer und hoffentlich bleibend in der Erinnerung, weil man sofort weiß: ist schon vorbei, Vergangenheit, kommt nie wieder, kollektiv eingekapselt nur in denen, die dabei waren. So geschehen in den letzten Wochen etwa am Gran Teatro del Liceu in Barcelona, wo Diana Damrau und Juan Diego Flórez neue Glanzlichter auf Donizettis Belcanto-Baiser „Linda di Chamounix“ scheinen ließen. Der temporäre Wahnsinn der Alpenheidi im bösen Tiefland und ihr eigentlich unsympathischer, sich erst spät für sie entscheidender Galan: Die beiden bringen selbst solche Unwahrscheinlichkeiten auf den Stimmbandpunkt. Sie als souveräne Singschauspielerinnen mit stratosphärischen Notenraketen und immer vehementerer Mittellage, er als lockiger Latin Lover, der diesmal den traumverlorenen Lyriker herauskehrte. Fabelhaft! Ähnlich denkwürdig eine sehr edel besetzte Repertoirevorstellung des „Don Carlo“ in München.



Foto: Alexander Kenney/Oper Stockholm

Blaue Bohnen statt Bell-Canto:
Nina Stemme ist das „Mädchen aus dem goldenen Westen“.

Da trafen Anja Hareros' melancholieverbrämte Königinnen-Kantilenen auf Jonas Kaufmanns tenorwütigen Infanten-Irrsinn, im Zaum gehalten von der Bassbaritonwucht und -schönheit des fast schon liebeseerloschenen Philipp II. à la René Pape. Das Publikum schwebte selig im Verdi-Rausch. Drei deutsche Sänger von Weltrang in einer großen, klangsattem italienischen Oper, wann hat es das wohl zuletzt gegeben? Vor allem zwischen Harteros und Kaufmann scheint eine kaum beschreibbare Magie. Deren gemeinsame Termine also schon rot im Kalender markieren. Und großartig auch: ein echt heißes „Mädchen aus dem goldenen Westen“ im kalten Norden: Nina

Stemme als Lokalmatadorin an der Königlichen Oper Stockholm, die mühelos vom Brünnhilden-Hojotoho auf Puccini-Gusto umschaltet. Die mit zartem, verwundbarem Vibrato diese starke, aber eben auch angreifbare Salonlady singt, unterstützt von dem fein tenortrompetenden Aleksandrs Antoneko. So macht der Italo-Western Spaß. Mit blauen Bohnen statt Bell-Canto.

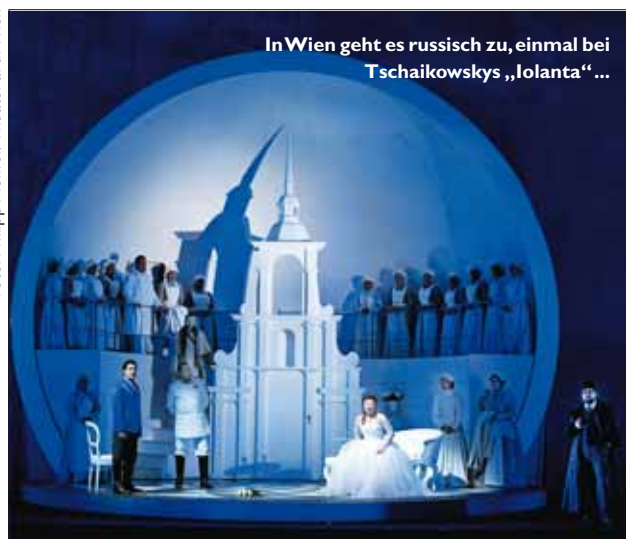


Gleich noch zwei Gegenbeispiele aus Berlin: Da sang der wohl doch etwas zu hoch gehypte, vor allem nicht sonderlich intelligente Vittorio Grigolo erstmals den Rodolfo an der Deutschen Oper in Götz Friedrichs uralter „Bohème“. Nicht schlecht, etwas gehemmt, eitel nervös, aber mit schönen Spitzentönen. Ein ganz normaler Repertoireabend eben. Aber muss der frischgebackene Plattenstar beim freundlichen, nicht enthusiastischen Applaus gleich sein Hemd aufreißen und den von ihm nur imaginierten Fans sein Herz virtuell zu Füßen legen? Es geht auch ohne so viel alberne Tenorshow. Zu wenig davon geboten war dann freilich bei Edward Elgars drögem Glaubensexerzizium „The Dream Of Gerontius“ bei den Philharmonikern. Die gaben sich redlich Mühe mit dem stockkatholischen Oratorium Edward Elgars, das Daniel Barenboim erstmals seit 1979 bei ihnen angefordert hatte. Aber warum waren dann so



Foto: Wilfried Hös/Bayerische Staatsoper

Der Münchner „Don Carlo“, diesmal mit Jonas Kaufmann und Anja Harteros prominent besetzt.



In Wien geht es russisch zu, einmal bei
Tschaikowskys „Iolanta“...

wenige überzeugende Vokalistinnen am spröden Start? Ian Storey entledigte sich seines Riesenparts in Buchhaltermanier, Anna Larssons Engel hatte so gar keine himmlische Wärme, und Kwangchoul Youns Englisch war nicht vorhanden.



Begegnung mit zwei reizvollen Unbekannten im Theater an der Wien. Erst „Iolanta“, letzter Peter-Tschaikowsky-Operneinakter, jugendstilart und märchenhaft, von einer blinden Königstochter kündend, die durch Liebe und Vertrauen wieder sehend wird. Dann Sergeij Rachmaninows ebenfalls kurze „Francesca da Rimini“, einmal mehr das schwere Höllenschicksal eines ehebrechenden Renaissance-Paares in dunkel zuckende Tonkaskaden getaucht. Vassily Sinaisky wurde als Bolschoi-Chef durchaus seinem Rang als Bewahrer der russischen Tradition gerecht, das ORF-Sinfonie-Orchester klang rassig wie eine Kosakentruppe. Bindendes Glied des ungewöhnlichen Doppelabends war Peter Iljitschs kleiner Bruder Modest, der für beide Komponisten die Libretti schrieb. Und Regisseur Steven Lawless fand eine weitere Klammer. „Die behütete Iolanta“ lebt als letzte Zarentochter in einem künstlichen Paradies, endlich sehend geworden, erblickt sie das Schloss in seiner unschuldsvoll luxuriösen Pracht. Doch die Gewehre der Bolschewiken sind bereits auf dieses trügerische Idyll gerichtet, und der Sowjetstern glüht rot. Die Hölle Dantes ist dann ein Sowjet-Gulag, die Liebenden finden sich in der Bibliothek zwischen Marx-Schwarten. Das funktioniert erstaunlich gut, und gesungen wird russisch vollsatt, aber

auch mit geschmackvoller Empfindung. Jetzt warten wir nur noch auf die „Iolanta“-DVD mit Anna Netrebko, die schon lange in Planung ist.



Kleine Bosheit am Rande eines prominent besetzten Symposions über die Zukunft der Salzburger Festspiele: Beim etwas zu sehr aus der hohlen Manager-Hand geschüttelten Festvortrag im Haus für Mozart sagte der ehemalige Intendant Gérard Mortier, er wolle sich nicht zum ersten Programm seines Nachfolgers Alexander Pereira äußern. Um gleich darauf zu bemerken, als er dessen Saisonbroschüre studiert habe, habe er das Gefühl gehabt, die sei 40 Jahre in der Post hängen geblieben...



Drei Wochen nach der Metropolitan-Opera-Premiere live im Kino um die Ecke. So macht glamouröse Oper Spaß, vor allem wenn man für einen witzigen, aber nicht überwältigenden Barockspass nicht tausende Kilometer reisen muss und trotzdem einen kompletten Eindruck bekommt. Der amerikanische Riesenklangpalast hatte immer schon Schwierigkeiten mit Alter Musik. Das Haus ist zu groß, gewinnt nie an Intimität. Also müssen die Opern größer werden. Und so hat man sich eine virtuelle Premiere ausgedacht, ein neues Pasticcio mit schönen, alten Arien von Vivaldi, Händel und Rameau. William Christie steuerte mit stilsicherer Dirigentenhand durch die Untiefen von „The Enchanted Island“, einem frechen Shakespeare-Verschnitt aus „Sturm“ und „Sommernachtstraum“. Dort tum-



... und einmal in Rachmaninows frühem
Einakter „Francesca da Rimini“.

melten sich vokal David Daniels als milder Zauberer Prospero, die knusprige Danielle de Niese als notenflinker, aber alles emotional durcheinanderwirbelnder Puck/Ariel, die tolle Joyce DiDonato als rassige Hexe Sycorax und Luca Pisaroni als deren zumindest vokal nobler Monstersohn Caliban. Und sogar Plácido Domingo kam zu seiner 106. Rolle in einer über 40-jährigen Met-Karriere – als erst greisenhafter, dann doch heroischer Meeresgott Neptun zwischen Sperrholzwassergetier und Revue-Nixen wie aus einem alten Hollywood-Musical. Da gingen Schiffe unter, wackelten Bestien aus Pappe mit dem Schwanz und wurde die neuste Videotechnik für liebgewordene Verwandlungstricks angewendet. Hier hatte man Spaß an der Verkleidung und der Parodie – auch dem Kinopublikum gefiel der wohlgeschmeckende Arien-eintopf. Und Oper in 3D bietet ja dann wieder das echte Stadttheater nebenan. Auf dass es gut besucht sei, so lange es noch offen hat!

Bleiben Sie im Rhythmus,
Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.